

Wissenschaftskommunikation für chinesische Germanisten oder womit Studierende der Germanistik sich in China konfrontieren müssen Eine Reflexion über uns selbst

Yin Zhihong
(Nanjing)

Das Thema Wissenschaftskommunikation wird in der Germanistik vor allem im Bereich DaF zum Forschungsobjekt gemacht; man sieht darin einen wichtigen, notwendigen Inhalt im Deutschsprachunterricht für Ausländer, die ein Studium in Deutschland anstreben. Es werden also als „spezifische Sprachkurseangebote“ „entsprechende Konzepte“ entwickelt, damit sich diese Studierenden mit „gezielter sprachlicher Vorbereitung auf die Kommunikation in den Wissenschaften [...] in den Prozess von Lehre und Forschung“ integrieren können.¹

Diese Bemühung des deutschen DaF-Bereichs sollte inzwischen auch ausländische, z.B. chinesische Germanisten anregen, unsere Arbeit u.a. an den Universitäten zu reflektieren, unsere spezifischen Probleme in der Ausbildung der Studenten und in der Forschung in diesem Kontext zu analysieren, um ein effektiveres Deutsch- bzw. Germanistikstudium zu gestalten. Die Probleme in der deutsch-chinesischen Wissenschaftskommunikation betreffen nicht nur die Studierenden, sondern auch oder sogar eher die Lehrenden, d.h. auch Lehrende bzw. werdende LehrerInnen im Fach Deutsch/Germanistik haben es im allgemeinen nötig, sich in den Wissenschaftsnormen auszukennen, sich an sie zu halten und die Handlungsfähigkeit in der Wissenschaftskommunikation weiter zu verbessern, um Studierenden in dieser Beziehung eine gute Ausbildung anzubieten.

Diesen Ansprüchen kann man nicht automatisch gerecht werden, auch wenn die meisten chinesischen Lehrenden an deutschen Hochschulen studiert haben und gewissermaßen wissenschaftlich ‚deutsch-normiert‘ sein sollten; in dieser Beziehung bestehen immer noch mehr Probleme als im Sprachunterricht. Dies wird im folgenden am Beispiel der schriftlichen wissenschaftlichen Arbeit, der wohl größten Aufgabe in der Wissenschaftskommunikation, erklärt, und an der Literaturinterpretation, die in der Germanistik- oder Deutschausbildung einen bedeutenden Platz einnimmt und in engem Zusammenhang mit der wissenschaftlichen Arbeit steht, so daß

¹ Hiltraud Casper-Hehne, Handlungs- und Beziehungsaspekte in der Wissenschaftskommunikation ausländischer Studierender. Problem - Perspektive, in: Hiltraud Casper-Hehne und Konrad Ehlich (Hg.), Kommunikation in der Wissenschaft. Regensburg 2004, S. 57.

die beiden kaum voneinander getrennt betrachtet werden können. Dabei werden spezifisch chinesische Probleme vor ihrem kulturellen, gesellschaftlichen und geschichtlichen Hintergrund analysiert.

1.

Neben dem reinen Spracherwerb haben die Chinesen auch verschiedene andere Schwierigkeiten im Germanistikstudium zu überwinden. Außer den allgemeinbekannten mangelnden Hintergrundkenntnissen der westlichen Kultur, was oft schweigende Diskussionsrunden zur Folge hat, sind vielen Studierenden auch die Arbeitsverfahren und -methoden fremd, die der wissenschaftlichen Arbeit zugrundeliegen. Das fängt schon beim Handout an, das den ersten Schritt zum wissenschaftlichen Referat darstellt. Vor allem fallen schriftliche Arbeiten chinesischer Studenten auf, die aus deutscher Sicht von der Norm abweichen und nicht wissenschaftlich genug ausfallen. Weder Struktur noch Themenentfaltung noch Aussage sind oftmals aus der Sicht eines deutschen Lehrers akzeptabel. Mehrere deutsche LehrerInnen in China haben sich mit den Problemen in Aufsätzen von chinesischen Studenten auseinandergesetzt. Das Buch *Texte im chinesischen Aufsatzunterricht* von Marianne Lehker, die drei Jahre an der Nanjing Universität als DAAD-Lektorin tätig war, zeigt, „welches Textmusterwissen chinesische Lerner in den DaF-Unterricht ‚mitbringen‘.“ Und „dem wird gegenübergestellt, welche Aufsatzsorten dem sprachgestaltenden Deutschunterricht [...] zugrundeliegen und welche Hauptmerkmale diese Aufsatzsorten aufweisen“. Aus diesem Vergleich zieht Lehker „erste Schlußfolgerungen für einen DaF-Unterricht für chinesische Lerner, der sich an der „Ausbildung einer schriftsprachlichen Handlungsfähigkeit orientiert“.² Neben der Forschungsarbeit hat Lehker zusammen mit einigen chinesischen KollegInnen ein deutsches Aufsatzlehrbuchset für chinesische Hochschulen veröffentlicht, das bis heute das einzige Lehrbuchset für Germanistikstudenten aus einem chinesischen Verlag bleibt und weiter im deutschen Aufsatzunterricht verwendet wird, während inzwischen viele verschiedene Lehrbücher für Übersetzung, Literaturlektüre, Deutsch für Grund- und Hauptstudium u.a. in China erschienen sind.

Diese wertvolle Arbeit erntete aber nicht so viel Erfolg wie erwartet: das Set hat den chinesischen Studenten nicht besonders effektiv geholfen, ihre Fähigkeiten in der deutsch-chinesischen Wissenschaftskommunikation zu verbessern. Am Ende bleibt die Abschluß- bzw. Bachelorarbeit der Studierenden nach wie vor problematisch. Auch durch viele Bemühungen der DAAD-LektorInnen mit Erläuterungen und Übungen in den Seminaren für

² Vgl. Marianne Lehker, *Texte im chinesischen Aufsatzunterricht. Eine kontrastive Analyse chinesischer und deutscher Aufsatzsorten*. Heidelberg 1997, Abstract.

wissenschaftliches Arbeiten erzielen nur wenige gute Studenten nennenswerten Fortschritt.

Es ist sicher richtig von Lehker, ihre Untersuchung mit der Mittelschule anzufangen, dort Unterschiede zwischen deutschen und chinesischen Textsorten und Themenentfaltung aufzuweisen, auch wenn über manche ihrer Ergebnisse noch zu diskutieren wäre. Die Frage ist aber, warum auch das Aufsatzlehrbuch seinen Zweck kaum erreicht? Nicht selten hört man von den Studenten, daß das Aufsatzbuch bzw. der Aufsatzunterricht sie langweilen würde. Wahrscheinlich macht es nicht viel Sinn, chinesische Studenten wie deutsche Schüler zu behandeln, obwohl sie sprachlich noch viel schwächer sind und deutsche Aufsatzkenntnisse benötigen, um in ihrem späteren Beruf nach deutschen Regeln deutsche Texte schreiben zu können, wie es in dem Vorwort des Aufsatzbuches steht. Doch die Ambition, einen möglichst genuin deutschen Aufsatz schreiben zu lernen, hindert, statt zu helfen, das Wichtigste zu erzielen, nämlich wissenschaftlich zu arbeiten, was sich chinesische Studierende dringend für bzw. in ihrem Studium aneignen müssen. Der Lehrplan müßte demzufolge zugunsten der Wissenschaftskommunikation reformiert werden, weil in diesem Lernprozeß sehr wichtige und grundlegende Unterschiede im wissenschaftlichen Verfahren zwischen Chinesen und Deutschen zu erkennen sind. Das klare Ziel soll es sein, Studierenden rechtzeitig für die Seminar- und Abschlußarbeit beizubringen, daß sie sich auf das Verfassen wissenschaftlicher Arbeiten konzentrieren müssen, statt alle möglichen Textsorten zu erlernen und trockene Regeln usw. erklärt zu bekommen. Als Studenten sollen sie fähig sein, sich selbst die Regeln zu erschließen, wenn sie sie mal benötigen; sie sollen eine Arbeit nach der anderen schreiben, und diese Arbeiten sollen dann genau und gut korrigiert werden. Ich kann mir sogar vorstellen, es anfänglich mit einer Arbeit auf Chinesisch zu versuchen, weil der deutsche Ausdruck den Studierenden große Schwierigkeiten bereiten kann, wodurch sie die Lust am Schreiben verlieren können. Und erfahrungsgemäß kann man sich Inhalte in der Muttersprache oft besser einprägen als in einer Fremdsprache.

Dann stellt sich die Frage, wie gut chinesische DozentInnen vorbereitet bzw. qualifiziert sind, dieser Aufgabe standzuhalten, weil bisher diese Arbeit meistens von den DAAD-DozentInnen übernommen wird. Die erforderliche Kompetenz ist in China aus verschiedenen Gründen durchaus keine Selbstverständlichkeit. Zu den Aufgaben des Dozenten zählt in erster Linie nicht die sprachliche Korrektur, weil die Verbesserung sprachlicher bzw. stilistischer Fehler und ungeschickter Formulierungen der Inhalt des Sprachunterrichts sein soll, der an chinesischen Hochschulen intensiv und in einer guten Tradition betrieben wird. Woran es bei uns mangelt und was für eine bessere Germanistik in China ausschlaggebend sein könnte, dürfte m.E. endlich die Einsicht sein, die wissenschaftliche Kommunikationsfähigkeit zu fördern, und zwar vor allem bei den Lehrenden. Denn zu den vorteilhaftesten Erkenntnissen aus dem Germanistikstudium sollte doch gehören, zu

lernen, was es bedeutet, wissenschaftlich zu arbeiten. In dieser Hinsicht müssen wir chinesischen Germanisten noch sehr viel arbeiten.

2.

In engem Zusammenhang mit dem wissenschaftlichen Schreiben steht das wissenschaftliche Lesen, nicht zuletzt das wissenschaftliche Interpretieren literarischer Texte. Eine Seminar- oder Abschlußarbeit in der Literaturwissenschaft würde besser ausfallen, wenn die Lehrenden besser in der Lage wären, dieses fachliche Lesen zu verstehen und demzufolge Studierende darin zu unterstützen.

Von der Mittelschule oder der chinesischen Literaturkritik lernen die Chinesen ähnlich wie beim Schreiben die Bedeutung der didaktischen bzw. appellierenden Textfunktion,³ man gewöhnt sich an das ‚inhaltliche‘ Lesen eines literarischen Textes, also daran, hauptsächlich die Moral, die Lehre aus einem Text herauszulesen. Auf die Ausbildung der Wahrnehmungsfähigkeit für das Spezifische der Dichtung, auf Erzählkunst wurde und wird kaum geachtet; was Literarisches bedeutet, reduziert sich auf einige, meist schematisch behandelte Klischees. Die Perspektive, der in der deutschen Interpretation die bedeutendste Rolle zukommt, wird in der chinesischen Interpretation sehr vernachlässigt, wenn nicht sogar völlig ignoriert. Daß es in China traditionell „Belehren im Vergnügen“ (yu jiao yu le) heißt und ein Text mit Moral bzw. Wahrheit zu beladen sei, gilt heute genauso wie früher. Aufgrund dieser Situation haben Lehrende wie Studierende sich in dieser Hinsicht weiterzubilden und zwar am besten in der Wissenschaftskommunikation mit den deutschen KollegInnen.

Ein Projekt, das diesem Zweck dienen soll, läuft seit dem letzten Jahr in Göttingen und Nanjing, gemeinsam durchgeführt von der Abteilung für Interkulturelle Germanistik der Universität Göttingen und der Deutschen Abteilung der Nanjing Universität.

Zur gelungenen Kommunikation in der Wissenschaft gehören eine gute Vor- und eine gründliche Nachbereitung, und dies nicht nur kurzfristig, sondern eher schon lange vorbereitet und dauerhaft nachwirkend. Eine solche kollegiale Kommunikation erfuhren die Nanjinger KollegInnen im März/April 2006 mit Prof. Ruth Florack aus Göttingen. Ihr vierwöchiges Seminar an der Nanjing Universität über das Thema „‚Vergangenheit‘ in der gegenwärtigen deutschen Literatur“ kam sehr gut bei den StudentInnen an, obwohl auch ziemlich schwierige Texte wie Grass' *Im Krebsgang* und Sebalds *Die Ausgewanderten* behandelt wurden. Es war gleichzeitig besonders lehrreich für mich im Hinblick auf meine späteren Seminare zur deutschen Literatur, denn ich mußte während dieser Sitzungen unwillkürlich über meine gewohnte, immer noch ziemlich chinesische Art und Weise, literarische

³ Ebenda S. 21ff.

Texte zu verstehen und zu interpretieren, reflektieren. Daß mich dies früher nicht so stark beschäftigte, zeugt von einer notwendigen Vorbereitungsphase, die unsere Aufnahmefähigkeit braucht. Als ich Frau Florack eine Erzählung, die ich liebe, zur Interpretation vorschlug, erlebte ich eine besonders spannende Erläuterung der Erzählkunst, auf die ich selbst nicht gekommen wäre. Ich hätte wie gewöhnlich den Studenten wieder Verständnisprobleme erklärt, mit ihnen die Figuren charakterisiert und nach dem schönen Sinn gesucht, der unergründet gespürt wird... Aber, „nur wenn die Schüler“, wie Hans-Dieter Gelfert in seinen erfolgreichen Bänden zur Literaturinterpretation konstatiert, „am konkreten Beispiel die Wirkung eines Kunstgriffs erkennen, werden sie den Kunstgriff als solchen wahrnehmen und darin nicht nur eine schönggeistige Spitzfindigkeit ihres Lehrers sehen. Die Überbetonung des Thematischen steht also dem, worauf es eigentlich ankommt, im Wege“.⁴ Damit hat Gelfert genau die Wunde, wahrscheinlich nicht nur allein meine, sondern auch eine ziemlich gemeinsame Wunde vieler chinesischen Literatur-Lehrenden, getroffen.

Das Problem, daß chinesische Studierende in ihrer methodischen Unkenntnis und Ungeschultheit auffallen, kennen nicht nur Betreuer chinesischer Doktoranden im Fach Germanistik, sondern auch in anderen Fächern der Geisteswissenschaften. Das liegt nicht zuletzt daran, daß z.B. das grundlegende Werkzeug zur Analyse literarischer Texte, das in deutschen Schulen gelehrt und geübt wird, uns fehlt und m.E. weiter eine Lücke bleibt. Heute wird in China Literaturtheorie gerne übersetzt, gelesen und zitiert, die üblicherweise mit der Literaturwissenschaft identifiziert wird, während die Grundlagenkenntnisse zur Interpretation und damit auch zur Anwendung der neuen Methoden außer acht gelassen oder nicht erlernt werden. Die Theorien gelten als Mode und Kennzeichen des Niveaus und dienen den Aufsätzen als Schmuck, während die Gegenstände der Interpretation selbst nicht verstanden, nicht als Kunst erkannt und bewundert werden. Die chinesische Germanistik, insbesondere die Literaturwissenschaft unter ihrer gesellschaftlichen, kulturellen Bedingtheit hat harte Arbeit zu leisten, und eine intensive Wissenschaftskommunikation würde helfen.

3.

Auf die genannten Probleme könnte man z.B. die zu verbessernde Kommunikation auf literarischen Symposien für chinesische und deutsche Germanisten zurückführen. Die deutsch-chinesische Wissenschaftskommunikation in der Germanistik geschieht nicht nur im Seminar, im Vorlesungsraum, im Gespräch zwischen Studierenden und Professoren oder unter den Kommilitonen; sie findet nicht ständig, aber immer wieder unter den deutsch-chi-

⁴ Hans-Dieter Gelfert, *Wie interpretiert man eine Novelle und eine Kurzgeschichte?* Stuttgart 2004, S. 181.

nesischen KollegInnen statt. Dabei läßt eine erfolgreiche deutsch-chinesische Wissenschaftskommunikation noch zu wünschen übrig, auch wenn sich zu solchen Anlässen beide Seiten Mühe gegeben haben. Chinesen und Deutsche befinden sich oft deutlich spürbar auf zwei verschiedenen Wissenschaftsebenen, besonders wenn es um reine Germanistik geht, auch wenn diese Situation nicht besonders überrascht. Die Frage ist, ob man erkennt, woran es fehlt und ob die muttersprachlichen KollegInnen dabei helfen wollen und dürfen. Diesbezüglich wäre eine offene kritische Diskussion produktiver als sogenannte Höflichkeit, weil es um die Wissenschaft geht. Auch auf einem deutsch-chinesischen Symposium in Beijing, Shanghai oder anderswo in China soll nicht zuerst Höflichkeit und erst dann die Wissenschaft zählen, also „sich an die chinesische Kultur anzupassen“. Denn Höflichkeit unterdrückt die wahre Ansicht und blockiert die gewünschte Kommunikation, auf die ein Symposium zielt.

Die Kommunikation mit den deutschen Germanisten verhilft einem erfahrungsgemäß zum Bewußtsein über viele wissenschaftliche Probleme und führt dann zu deren Überwindung. Aus politischen Gründen konnte die ältere Generation der chinesischen Germanisten nicht viel wissenschaftliche Kommunikation mit deutschen Kollegen erfahren. In der norm- und respektlosen chaotischen Zeit wurden alle Regeln verurteilt, so daß viele gewohnt waren, sehr beliebig und ziemlich strukturlos zu schreiben. „Gute Gedanken“ galten als Hauptsache, und man kannte nicht einmal den altchinesischen „Baguwen“, also den „achtfüßigen Aufsatz“, in dem ich anders als mancher andere⁵ einige Ähnlichkeit mit den Regeln der deutschen Erörterung sehe. Man wußte trotz des Studiums in Deutschland zuerst nichts von der anderen, deutschen Art zu schreiben. Es war für mich z.B. beinahe erschütternd, als ich von einer DAAD-Dozentin erfuhr, ich könne keine richtige wissenschaftliche Arbeit schreiben, und dieses enttäuschende Erlebnis bedeutete mir sehr viel. Trotzdem reichte eine Erschütterung noch lange nicht aus, die in zig Jahren eines anderen, unwissenschaftlichen Systems geschulten Schreibgewohnheiten zu ändern. Beim Verfassen meiner Dissertation in Deutschland mehrere Jahre später habe ich noch viele weitere chinesische Schreibprobleme, beispielsweise Phrasen, erkannt, und mein Lernprozeß läuft weiter, er erfährt immer wieder Antrieb durch produktive wissenschaftliche Kommunikation mit deutschen KollegInnen.

Heute sind die politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Rahmenbedingungen für Studierende wie Lehrende schon viel besser als früher. Trotzdem befinden sich Schüler wie Lehrer immer noch unter manchem eigentümlich negativen Einfluß aus der Gesellschaft, der der deutsch-chinesischen Wissenschaftskommunikation im Wege steht und zu bewältigen ist. So füllen Höflichkeitsfloskeln, politische Phrasen usw. den Alltag aus, in Zeitungsmeldungen, in verschiedenen Reden, in Vorträgen, Berichten und auch Diskussionen. Dagegen ist einer, der in dieser Umgebung aufgewach-

⁵ Marianne Lehker, Texte im chinesischen Aufsatzunterricht, a.a.O., S. 9.

sen ist, kaum immun, manche jüngere Kollegen sogar oft weniger als ältere, die unter solchen Krankheiten gelitten und darüber nachgedacht haben, weil die Kulturrevolution und ähnliche Ereignisse bis heute kaum im richtigen Sinne und Ausmaß aufgearbeitet wurden. Es ist nicht sehr angenehm zu beobachten, wie fachlich gute StudentInnen sich hier ehrlich, sachlich, also wissenschaftlich im Schreiben verhalten lernen, dort aber wieder nur phrasenhafte Berichte für die Partei produzieren, die als Zugang zur Parteimitgliedschaft gelten. Phrasen sind Normalität, ja fast Norm geworden, man merkt es nicht oder nimmt es nicht tragisch, wenn sie geschrieben und gesprochen werden.

Auch das „Zitieren“ stellt sich als ein heikles Problem heraus. Während im deutschen Seminar richtiges Zitieren beigebracht und das Einhalten strenger Regeln geübt wird, ist es in China beispielsweise üblich, eine Arbeit zum Marxismus gänzlich abzuschreiben oder aus dem Netz herunterzuladen. Noch schlimmer ist es, daß man nicht selten auf Veröffentlichungen oder Vorträge auch von Lehrenden trifft, sogar von Germanistik-Professoren, in denen nicht richtig zitiert wird. Die Zitierregeln werden dort guten Wissens und Gewissens mißachtet. Und dies läßt sich nicht leicht ändern, weil es im ganzen Wissenschaftsbetrieb des Landes üblich ist. So werden Ehrliche benachteiligt, weil sie schließlich nicht so viele Leistungen angeben können und in dem oberflächlichen Bewertungssystem zu kurz kommen. Pragmatismus gewinnt heute, nicht zuletzt gerade bei den Jüngeren, die Oberhand, und das wirkt sich ohne weiteres und langfristig schädlich auf die Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses aus.

Da dieser Beitrag sich „Wissenschaftskommunikation für chinesische Germanisten oder womit sich Studierende der Germanistik in China konfrontieren müssen“ nennt, macht er einen ziemlich einseitigen Eindruck. Es werden die chinesischen Probleme mit ihren nachteiligen Auswirkungen auf die deutsch-chinesische Wissenschaftskommunikation dargestellt, während eine Kommunikation immer symmetrisch sein soll. Das liegt aber daran, daß China sich schon von Anfang an in der modernen Wissenschaft im Rückstand befand und die gegenwärtige ‚norm-beträchtliche‘, wenn nicht normlose Wissenschaftskultur diesen Abstand vor allem in den Geisteswissenschaften noch vergrößert, statt sie zu vermindern. Dies soll nicht heißen, daß die chinesische Germanistik nur zur Nachahmung verpflichtet ist und nichts Eigenes besitzen darf. Doch die Eigenheit oder eine interkulturelle Germanistik baut nicht auf Unkenntnis, Ignoranz oder Arroganz der Wissenschaftsnorm gegenüber.

Gleichzeitig entfaltet sich aber diese Arbeit mindestens in einem Punkt eher auf chinesische Art als auf deutsche, indem hier als Beispiele persönliche Erlebnisse angeführt werden, was in Deutschland nicht als beweiskräftig genug gelten würde. Das hat auch mit dem Thema zu tun, weil ich mich als Germanistin für repräsentativ halte. Im Vergleich zum Chinesischen könnte man Deutsches als sachlicher bezeichnen, das Gegenteil stellt Chinesisches

dar; und ‚sachlich‘ kann oft nicht einfach ins Chinesische übersetzt werden, auch einen entsprechenden chinesischen Begriff für Sachbuch hat es noch nicht gegeben; in der Not nimmt man jetzt „Nicht-fiktiv-Buch“ als Übersetzung. Aufgrund der verschiedenen Kulturhintergründe und Traditionen könnte man versuchen, einen goldenen Mittelweg zu finden, statt nur einen westlichen Wertmaßstab für wissenschaftlichen Austausch zu bedienen, damit die ernsthafte Wissenschaft auch an Stil und Vielfalt statt an Eintönigkeit gewinnt.